

LOTTE RÖMER

WEIHNACHTS
Liebe

AUF DEN
ZWEITEN BLICK



LOTTE RÖMER

WEIHNACHTS
Liebe

AUF DEN
ZWEITEN BLICK





Weihnachtsliebe auf den zweiten Blick

LOTTE RÖMER

Inhalt

[Prolog](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Epilog](#)

Lesetipp

Liebe Leserin!

Vielleicht hast du noch mehr Lust auf einen gemütlichen Winterroman? Dann empfehle ich dir gern noch dieses Buch!



Prolog

A *ls Weihnachten noch magisch war ...*

Ich saß im Fond des Autos meines Vaters und schaute in den sternklaren Himmel hinauf. Papa fuhr einen alten Mercedes Benz Kombi, der im Sommer unseren Wohnwagen zog und im Winter Platz für unsere Skier bot. Meine Mutter hatte uns aus dem Haus gestaubt wie drei Kinder.

„Ihr seid im Weg, raus mit euch! Ab ins Schwimmbad“, hatte sie lachend gerufen.

Dabei waren Mia und ich nur zwei Schwestern und mein Vater einfach nur unser Verbündeter, wenn es um vorweihnachtliche Aufregung ging. Jedes Jahr wieder stand er mit uns vor der verschlossenen Wohnzimmertür und schaute mit uns durch das Schlüsselloch, um etwas zu erkennen. Natürlich vergeblich, wie sich das gehörte.

Es war ein sternklarer Abend und mein Vater brauste auf der Überholspur dahin, während die Sterne am Himmel über uns hinweg zogen. Aus dem Autoradio tönten Weihnachtslieder. Mit einem Mal sah ich eine seltsame

Formation Lichter schräg über mir am Himmel. Mir blieb der Mund offen stehen. Das Christkind, es musste das Christkind sein!

Jetzt sah ich es ganz deutlich. Dort war das Kleid, es zog einen Strahl aus Lichtern hinter sich her. Wenn ich mit meinen sieben Jahren je unsicher gewesen war, ob es das Christkind wirklich gab, so fiel dieser Zweifel in ebendiesem Moment zu Boden und zerbrach zu Staub. Das hier war mein persönliches Weihnachtswunder. Ich, Hannah Heller, hatte soeben einen Blick auf das Christkind erhascht. Ich war so aufgeregt, dass ich erst einmal kein Wort herausbrachte.

Dabei wollte ich meinem Vater am liebsten sagen, dass er sofort bremsen sollte. Ich wollte Mia zurufen, dass sie aus dem Fenster und hinauf in den Himmel blicken sollte, aber ich brachte keinen Ton heraus, bis das Christkind schließlich aus meinem Blickfeld verschwunden war. Bis dahin hielt es meinen Blick gefangen und ich konnte ihn nicht von dem wunderschönen, glitzernden Anblick abwenden, der sich mir bot.

Als es weg war, einfach weg, war es wie aus einem Traum aufzutauchen. Niemand sollte mir je wieder erzählen, dass es das Christkind nicht gab, nahm ich mir vor. Ich würde an meinem Glauben ab sofort für immer festhalten, denn schließlich hatte ich es gesehen!

„Da war gerade das Christkind, es ist über unser Auto einfach drübergeflogen“, konnte ich endlich sagen und dabei aus dem Fenster deuten. Ich sah die Augen meines Vaters für Sekundenbruchteile im Rückspiegel.

„Wirklich? Hannah, das ist ja toll.“

Mia wollte etwas sagen, aber mein Vater unterbrach sie. „Das ist dein persönliches Weihnachtswunder, Hannah-Kind. Und niemand wird es dir je nehmen können.“

Da klappte meine große Schwester ihren Mund wieder zu, zog eine seltsame Schnute, die ich nicht verstand, und schaute aus ihrem eigenen Autofenster. Vielleicht wollte sie auch versuchen, das Christkind noch zu erspähen, dachte ich. Sicher war sie enttäuscht, dass sie es nicht gesehen hatte.

„Wie hat es denn ausgesehen?“, wollte Papa wissen, und ich versuchte, ihm genau zu beschreiben, was ich erlebt hatte. Aber manchmal, besonders, wenn man etwas erblickt hat, das einem außergewöhnlich schön erscheint, findet man einfach nicht die richtigen Worte.

„Macht nichts, Schätzchen“, beruhigte mich mein Vater. Er blinkte und steuerte den Wagen sicher auf die Autobahnausfahrt zu.

Wir schwiegen und lauschten der leisen Radiomusik. Heute, an Heiligabend, löste ein Weihnachtslied das nächste ab und gerade lief ‚Leise rieselt der Schnee‘, obwohl es draußen nicht schneite, sondern eine glasklare Nacht war. Aber das machte nichts. Überhaupt nichts konnte meine Weihnachtsstimmung trüben, besonders jetzt nicht nach meiner besonderen Begegnung.

„Ob das Christkind wohl zum Dekorieren da gewesen ist?“, fragte unser Vater uns schließlich, als wir das Ortsschild passierten und der Wagen langsamer wurde. „Vielleicht ist es gerade von uns daheim weggeflogen.“

„Das könnte sein!“ Schließlich war es aus dieser Richtung gekommen. Ich war so aufgeregt! Vielleicht,

wenn ich mich am Schlüsselloch noch mal ganz arg bemühte, etwas zu sehen ... Aber jetzt war die Wartezeit eh fast vorbei. Gleich daheim würde es Würstchen mit Kartoffelsalat geben, und dann wäre es Zeit für die Bescherung.

Jedenfalls grummelte es in meinem Magen wie verrückt, eine Mischung aus Aufregung und Hunger vom Schwimmen.

Wir machten jeden Samstag im Advent einen Ausflug mit Papa. Und jedes Mal, wenn wir zurückkamen, hatte sich etwas im Haus verändert. Das Christkind verbrachte viel Zeit bei uns daheim. Es backte die Plätzchen. Es brachte den Adventskranz. Es dekorierte die Fenster mit Strohsternen und brachte die Krippe ohne das Jesulein, das kam immer später, und am letzten Samstag vor Weihnachten stellte es den Baum auf und schmückte ihn, jedenfalls vermutete ich das, denn das Wohnzimmer war nach dem letzten Samstag vor Weihnachten zugesperrt. Heute fiel dieser Samstag ausgerechnet auf den vierundzwanzigsten Dezember.

Im Autoradio lief ‚Driving home for Christmas‘, als mein Vater in die Straße Richtung Mietenkam abbog. Mein Vater war mit uns im Wellenbad gewesen, hatte uns müde getobt und war, rückblickend betrachtet, vermutlich selbst auch müde. Aber das zeigte er uns nicht, stattdessen sang er zur Musik im Radio mit, schräge Töne, die Mia und mich zum Lachen brachten.

„Kommt, wir fahren noch am Weihnachtshaus vorbei“, schlug mein Vater vor und bog einfach links in das Wohngebiet ab, als wir Grassau erreichten. Wir kannten

das Haus. Alle Jahre wieder wurde dort so schön dekoriert, dass die Grassauer Bürger in Scharen an dem Haus vorbei pilgerten. Ein Lichtermeer, geschmückte Weihnachtsbäume im Garten, eine Nikolausfigur, die die Regenrinne hinaufzuklettern schien - hier gab es so viel zu entdecken und besonders jetzt in der Dunkelheit würde der Anblick ein weihnachtlich funkelndes Wunder sein.

Wir parkten ein Stück weiter die Straße hinunter und stiegen aus. Mein Vater ging in der Mitte, jede von uns Schwestern an einer Hand. Mia war jetzt schon zehn und viel weniger aufgeregt als ich mit meinen sieben Jahren. Ich wäre lieber vorausgerannt, gehüpft und gesprungen. Meine Energie schien mir endlos, und als wir endlich das Haus erreichten, wollte mein Herz platzen vor Glück.

Das Schwimmen im Wellenbad - ich liebte Schwimmen, und ich liebte auch dieses eine Bad ganz besonders - die Tatsache, dass ich das Christkind gesehen hatte, wie es am Himmel über unser Auto hinweggeflogen war und jetzt auch noch dieser Garten voller Weihnachtskugeln in den Bäumen, voller Lichterketten, und in diesem Jahr sogar mit einem beleuchteten Rentier, das ich noch nie zuvor gesehen hatte, all das füllte mich aus bis in den letzten Winkel und ich fragte mich, wie ich noch die Freude zu Hause irgendwo in mir unterkriegen sollte, wo ich doch jetzt schon so satt war vor lauter Glück.

„Können wir heimfahren?“, fragte Mia schließlich ungeduldig. „Ich hab Hunger.“

Ich wäre einerseits noch gern geblieben, auf der anderen Seite trieb auch mich die Neugier weiter.

Insgeheim glaubte ich nämlich ganz sicher, dass es auch bei Mia die Neugier war, die sie nach Hause trieb.

„Kein Problem, meine Damen. Steigt in meine Kutsche und dann geht es auch schon los.“ Wir liefen voraus, mein Vater öffnete den Wagen mit der Fernbedienung, und wir stiegen in den noch warmen Fahrgastraum ein.

„Na, dann geht es heim“, sagte Papa, als er selbst im Auto saß und drehte den Zündschlüssel. Im Radio spielte *Last Christmas*.

Es waren nur noch ein paar Minuten bis zu Hause. Ich kannte jede Kurve, alles war vertraut. Rechts kam die Wiese, dann musste man scharf links abbiegen, wo das Bauernhaus des Orgelbauers stand, dann eine Rechtskurve und schnell noch mal links. Schon waren wir da.

Der Garten unserer Wohnung lag dunkel da.

„Ist Mama nicht zu Hause?“, fragte Mia leise. Sie hatte sich schon abgeschnallt und ihre Hand nach dem Türgriff ausgestreckt.

„Doch, klar ist die da“, antwortete Papa. „Bestimmt ist sie in der Küche und hat einfach nur vergessen, die Kerze rauszustellen.“

Für gewöhnlich stand vor der Haustür eine Laterne, in der sich eine dicke Stumpenkerze befand.

„Na kommt, meine Mädchen. Möchtet ihr vielleicht gleich die Kerze anzünden?“

Mia strahlte. Sie liebte Kerzenanzünden. „Ich will das machen!“

Nachdem von mir kein Einwand kam - ich wollte möglichst schnell ins geschmückte Haus und vielleicht ein bisschen auf- und ab hüpfen vor Freude, weil ich es sonst

nicht mehr aushalten konnte bis Heiligabend - stimmte mein Vater ihr zu. „Prima. Mia und ich zünden die Kerze an und du kannst ja schon mal reingehen, oder, Hannah?“

Das würde ich mir nicht zwei Mal sagen lassen. Mein Vater stieg aus dem Auto aus, wir folgten. Ich rannte zur Tür und klingelte Sturm, obwohl ich wusste, dass das Mama nicht mochte, weil es sie nervös machte.

„Warte, Hannah. Gleich! Ich sperr dir auf.“

Mein Vater ging hinter mir her, in seinem üblichen, gemäßigten Gang, und Mia kam im Hopselauf den Gartenweg entlang. Sie hatte noch in den Briefkasten geschaut.

„Oma hat geschrieben!“, rief sie uns zu. Die Kölner Oma lebte auf Mallorca und kam nie an Heiligabend zu uns. Dafür die Düsseldorfer Großeltern jedes Jahr aufs Neue. Es war also klar, von wem der Brief war.

Ich hörte den Schlüssel im Schloss, drängte mich an Papa vorbei und rannte in den Flur. Es duftete nach Tannengrün. Durch den Schlitz der Küchentür drang etwas Licht in den Flur. Die Wohnzimmertür stand weit offen und ich warf einen Blick in den Raum. Alles fertig. Der Baum war geschmückt. Ich warf die Hände vor den Mund, so fassungslos war ich - hatte das Christkind doch tatsächlich vergessen, die Wohnzimmertür zuzusperren. Sowas war ja noch nie passiert! Ich wagte nicht, das Licht einzuschalten. Die Kerzen am Baum würden wir ohnehin traditionellerweise erst morgen angezündet sehen, nachdem das Glöckchen geklingelt hatte. Jetzt schon einen Blick auf all die weihnachtliche Pracht zu erhaschen war eigentlich falsch.

Mit einem Mal wollte ich zu Mama. Das musste ich ihr erzählen! War ihr denn nicht aufgefallen, dass die Wohnzimmertür nicht verschlossen worden war? Außerdem musste ich ihr unbedingt erzählen, dass mir das Christkind begegnet war und sie fragen, ob sie es auch gesehen hatte. Vielleicht beim Dekorieren?

Getrieben von kindlichem Überschwang rannte ich zur Küche zurück.

„Mama, ich muss dir was erzählen!“, rief ich voller Begeisterung und riss die Tür auf.

Dann stockte ich mitten im Schritt. „Mama?“

Meine Mutter lag auf dem Fliesenboden in der Küche und rührte sich nicht.

Kapitel Eins

D *raußen schneit es, nichts wie raus aus dem Bett!*

Ich warf mein Handy zurück auf den Nachttisch. Dinge, die niemand braucht: Schnee in der zweiten Dezemberwoche.

Danke, Cora, dachte ich bei mir, dass du mir den Tag schon vor dem Aufstehen versaut hast. Aber natürlich wusste ich eigentlich, dass Cora überhaupt nichts für meine empfundene Misere konnte. Sie hatte das Winterwetter schließlich nicht gemacht. Sie war einfach nur so lieb gewesen, mir einen Morgengruß zu schicken, mit freundlichen Absichten, weil wir uns gleich bei der Arbeit sehen würden und der erste Schnee hier in unserer Gegend bedeutete, dass man sich ein wenig sputen musste, weil mit Verkehrschaos zu rechnen war - selbst dann, wenn man wie ich nur ein paar Minuten zur Arbeit brauchte bei Normalbedingungen.

Ich schwang die Beine aus dem Bett, rieb kräftig meine Augen, als ob ich mir damit den Schlaf einfach aus dem Gesicht wischen könnte, und stand auf.

Ein Blick aus dem Fenster verriet mir, dass Cora keinesfalls übertrieben hatte. Noch dazu war Dienstag und ich mit Schneeräumen dran. Mein Mitbewohner Kevin und ich wechselten uns nämlich ab und hatten uns bereits bei seinem Einzug die Wochentage aufgeteilt.

Mein Auto hatte noch keine Winterreifen drauf und überhaupt: Der Tag begann gefühlt als einzige Katastrophe, und das noch bevor ich es ins Bad geschafft und mich im Spiegel gesehen hatte. Ein Anblick, den ich auch nicht unbedingt brauchte, so zerknittert und müde. Ich war einfach kein Morgenmensch.

Am liebsten hätte ich mich einfach wieder hingelegt und mir die Bettdecke über den Kopf gezogen.

Lieschen, meine Katze, hatte neben mir geschlafen. Jetzt räkelte und streckte sie sich, sprang vom Bett und lief in Richtung Küche. Sie wusste, dass auch mein erster Weg dorthin führte, um Kaffee auf den Weg zu bringen und bei der Gelegenheit auch die kleine Stubentigerin zu füttern, die am Morgen in der Regel das Gefühl hatte, überhaupt noch nie in ihrem Leben etwas Essbares bekommen zu haben.

Ich gähnte herzhaft, schlüpfte in meine dicken Fellpuschen, die mir im Winter seit Jahren gute Dienste leisteten, und schlurfte in die Küche. „Hast du Hunger, Lieschen?“, fragte ich dämlich, als ob ich es nicht ganz genau wüsste.

Meine Stubentigerin schnurrte und strich mir um die Beine. Lieschen schaffte es jeden Morgen wieder, mich zum Lächeln zu bringen. „Dann musst du mich zur Schublade mit deinem Fressen gehen lassen, sonst wird das nichts.“

Schnell ließ sie von mir ab und setzte sich neben den Napf. Ihr auffordernder Blick ruhte auf mir und es war völlig klar, dass sie jedes meiner Worte verstanden hatte.

Ich füllte ihre Schüssel und sofort begann meine Süße, sich wie eine halb verhungerte thailändische Straßekatze über das Futter herzumachen. „Ganz ehrlich, du bist unglaublich. Am Ende des Winters wirst du wieder aussehen wie so ein Rollmops.“

Denn auch bei meinem Mitbewohner Kevin schaffte sie es, den drohenden Hungertod plastisch darzustellen - und ihn dazu zu kriegen, sich ein weiteres Mal füttern zu lassen.

Mein Gerede war Lieschen jetzt allerdings nicht mal einen Blick wert. Der Napf war voll und das Katzenglück perfekt.

Also tappte ich ins Bad hinüber, zog mich aus und stellte mich unter die heiße Dusche. Warum nicht?

„Bist du da drin?“ Es wummerte gegen die Tür.

„Ja. Definitiv“, schrie ich zurück. Was war das denn für eine Frage? Kevin hörte ja wohl das Wasser rauschen.

„Sensationell. Beeil dich, ich muss mal.“ Er war verpennt und vermutlich auch verkatert. Gestern war er total spät heimgekommen und hatte ziemlich herumgepoltert. Kevin war kein Säufer, aber manchmal war auf einer Studentenparty das letzte Bier schlecht. So nannte er das jedenfalls.

„Alles klar. Sekunde!“ Blitzschnell duschte ich mir die Seife vom Körper. Aufs Haarewaschen hatte ich eh verzichtet bei dem Schneetreiben, schließlich war meine nächste Station die Schneeschippe und jeder Versuch einer

Frisur unter der Mütze zwecklos, so lange es in dicken Flocken schneite erst recht.

Und wenn Kevin mal musste, musste es schnell gehen. Ich behauptete ja, dass er ein Problem mit seiner Blase hatte, auch wenn er das niemals zugegeben hätte.

Ich tropfte noch, als ich ihm in ein Handtuch gewickelt die Tür aufmachte.

„Guten Morgen, Sonnenschein. Du siehst aus, wie ich mich fühle.“ Kevin schlappte an mir vorbei, der Rücken gerundet, die Haare so wild wie sein Lebenswandel. Er machte schon an seiner Hose herum, noch bevor ich draußen war.

„Danke, Kev. Genau das musste ich hören.“

„Sorry, aber es ist einfach total dringend.“

Ich nickte nur und machte die Tür hinter ihm zu. Es gab Grenzen. Das hier war meine, obwohl wir schon seit bald zwei Jahren zusammenlebten.

„Hinsetzen!“, schrie ich noch die geschlossene Tür an, bekam aber keine Antwort. Der Kater war real, vermutete ich.

Dann tappte ich zurück in die Küche, Wassertropfen auf dem Fliesenboden hinterlassend. Ich hatte vergessen, Kaffee aufzusetzen. Wieder einmal verfluchte ich die Tatsache, keinen Vollautomaten zu haben. Ich schraubte die Espressomaschine auf, füllte Wasser ein. Als ich die Dose mit dem Kaffeepulver öffnete, kam mir ein Schwall des würzigen Dufts entgegen. Ich hielt die Dose an die Nase und nahm gleich noch einen zweiten Atemzug. Köstlich! Meine Laune stieg um ein paar Prozentpunkte. Dann befüllte ich die Maschine, drehte sie zu und schaltete

sie ein. Wir hatten so eine Maschine, die von der Funktionsweise einem Wasserkocher sehr ähnlich war.

Draußen wurde es langsam hell und ich sah, dass der Schnee in Regen überging. „Verdammt noch mal!“, fluchte ich, wohl wissend, was das für mich bedeutete: Der Schnee wäre binnen kürzester Zeit schwer wie nasser Beton und ich musste mich sputen. Das Schneeschippen würde sonst der reinste Kraftakt.

Automatisch warf ich einen leidenden Blick auf die Espressomaschine. Der Kaffee würde warten müssen.

Als ich vom Schneeschippen zurück in die Wohnung kam, war ich völlig verschwitzt, es lief ACDC, *Highway to Hell*, und Kevin grinste mir aus der Küche entgegen. Er hatte den Nerv, mit meiner großen Kaffeetasse dazusitzen und mir zuzuprosten. „Danke fürs Kaffeemachen.“

„Sag jetzt nicht, du hast ihn komplett weggesoffen, während ich da draußen in der Winterhölle war.“ Ich fand keine freundlicheren Worte.

I'm on a highway to hell. I'm on a highway to hell.

Kevin machte ein gespielt betroffenes Gesicht. „Wolltest du den noch?“

Ich hätte ihn einfach an die Wand klatschen wollen. Oder noch besser: Aus der Wohnung schmeißen.

Also atmete ich tief durch und tat das Notwendige: Ich schaute auf die Uhr. Es war zu spät, um noch mal Kaffee zu machen. Vor allem, weil eine weitere Dusche unerlässlich war. Niemand kaufte mir Weihnachtsstollen und Zimtgebäck ab, wenn ich roch wie ein Iltis.

Ohne meinen Mitbewohner eines weiteren Blickes oder gar Worts zu würdigen - manchmal konnte ich einfach nicht

mit Kevin umgehen, es ging einfach nicht - lief ich in mein Zimmer.

Highway to hell, dudelte das Radio und mich streifte der Gedanke, dass mich immerhin ACDC verstand.

Ich hasste mein Leben, jedenfalls an diesem Morgen. Und zwar gewaltig.

Kapitel Zwei

„Da bist du ja!“ Cora befand sich schon in Uniform und mit ordentlicher Zopffrisur hinter der Theke. Es hatte sich eine kleine Schlange gebildet und Cora standen Schweißtropfen auf der Stirn.

„Sorry. Bin sofort bei dir“, rief ich in ihre Richtung, rannte in unser kleines Hinterzimmer und schlüpfte aus meiner Jacke. Ich war ordentlich spät dran, und ich wusste es. Mein schlechtes Gewissen ließ mich blitzschnell aus meiner Winterjacke schlüpfen. Ich hängte die Mütze auf und kontrollierte meine Frisur im Spiegel. Sehr gut, meine kurzen Haare hatten sich nicht von der Mütze elektrisieren lassen - an anderen Tagen war das durchaus schon vorgekommen, dann hatte ich ausgesehen wie eine verwirrte Fernsehantenne.

So konnte ich einfach meinen Pulli gegen das gestreifte Longsleeve tauschen, das wir bei der Arbeit trugen und die passende, ebenfalls orange-weiß gestreifte Schürze anziehen.

Dann lief ich in den Verkaufsraum, wo Cora gerade frisch gebackene Brezeln in eine Tüte packte. „Darf es auch noch etwas Gebäck sein?“, fragte sie routiniert-

freundlich. „Wir haben die Schnecken diese Woche im Angebot.“

Die Kundschaft mochte Cora instinktiv. Kein Wunder, sie war der ausgeglichene Mensch auf Gottes weiter Erde, und selbst jetzt hatte sie einen freundlichen Seitenblick für mich übrig, was mir half, mich etwas zu beruhigen und den schiefen Morgen ein wenig gerade zu rücken. Jetzt war ich da. Es würde schon werden. Wenn man erst mal anfing mit der Arbeit, war es meistens gut, nicht zuletzt wegen Coras unerschütterlicher Freundlichkeit.

„Was darf es denn für Sie sein?“ Ein Typ in Arbeitskleidung war als nächster dran. Er kam jeden Morgen. Ich dachte mir: *„Eine Leberkäsesemmel, eine Butterbrezel und ein Spezi, dazu ein Kaffee to go.“*

„Ich hätte gern eine Leberkäsesemmel, eine Butterbreze und einen Spezi, bitte“, bestellte er in bayerischen Dialekt und zog schon die Geldbörse aus der hinteren Hosentasche. Genau wie ich es mir gedacht hatte. Ich musste grinsen.

„Du hast den Kaffee vergessen“, sagte ich.

„Wie bitte?“ Er schaute von seinem Portemonnaie auf und wirkte überrascht.

„Na ja, deine Bestellung. Der Kaffee to go fehlt. Du nimmst ihn mit drei Löffeln Zucker und einem Schuss Milch.“

Dem Mann stand die Überraschung ins Gesicht geschrieben. „Stimmt.“

„Siehst du!“ Ich lachte und er fiel mit ein.

„Dann noch den Kaffee. Danke. Du bist ein Engelchen!“

„Nicht übertreiben!“, antwortete ich ihm mit erhobenem Zeigefinger, während ich schon in Richtung der Pappbecher ging, um den Kaffee auf den Weg zu bringen. Mit nur einem Knopfdruck! So viel luxuriöser als zu Hause!

Sobald es ruhiger werden würde, wäre ich selbst mein bester Kaffee-Kunde. Ich lechzte regelrecht nach einer Tasse rabenschwarzen Heißgetränks.

„Aber stimmt doch! Noch dazu mit den blonden Haaren.“

Ich verdrehte die Augen und griff nach einer Butterbreze, die ich mit einer Serviette in eine Papiertüte steckte. Dann wandte ich mich der Leberkässemmel zu. „Mir fehlt das lange Haar. Nimmst du dir den Spezi selbst raus?“

„Na klar. Wie immer.“ Er zwinkerte mir zu. Flirtete der etwa mit mir?

Ich betrachtete ihn genauer, den stoppeligen Bartschatten, die großen, grünen Augen, die Hände, die von der Arbeit schwielig, aber sauber aussahen. Dann schnitt ich eine etwas dickere Scheibe Leberkäse ab. Jeder Handgriff saß. Cora und ich kamen wunderbar hinter der engen Theke zurecht. Es war wie ein jahrelang eingeübter Tanz, bei dem sich unsere Bewegungen ergänzten, wir einander auswichen und eine der anderen etwas reichte, das sie brauchte. Wir hatten uns in der Ausbildung kennengelernt und uns sofort gemocht, obwohl wir so verschieden waren. Gegensätze zogen sich an, das stimmte in unserem Fall absolut.

„So, fertig.“ Ich hielt unserem Stammkunden den Kaffeebecher hin, nachdem er gezahlt und ich ihm sein

Wechselgeld ausgehändigt hatte. „Du weißt ja, wo Zucker und Milch sind.“

Es war üblich bei uns in der Bäckerei, dass man sich sein Heißgetränk nach Wahl ergänzte. Dafür gab es einen kleinen Extratisch. „Ja, prima. Danke, Engelchen.“

Meine Güte, war der Typ im Weihnachtsfieber, oder was sollte das? Mir war das eindeutig zu offensiv!

„Schönen Tag noch“, antwortete ich ihm nur und wandte mich der nächsten Kundin zu, die mir ein Knödelbrot, aus dem man Semmelknödel herstellte und das im Regal auf der gegenüberliegenden Seite der Theke gelagert wurde, reichte. Das Geld legte sie gleich noch abgezählt in die dafür vorgesehene Schale auf dem Verkaufstresen. „Stimmt so.“

„Danke sehr.“

Dieser Kundin brauchte ich keine Zimtschnecke anbieten, sie war schon wieder auf dem Weg aus dem Laden, gemeinsam mit dem Knödelbrot.

Endlich waren Cora und ich für einen Moment allein. „Na, verschlafen?“, fragte sie. Ihr Ton hatte nichts Bösesartiges. Es war wirklich nur eine Frage.

„Nein. Schneeschippen und Winterverkehr.“

Cora nickte wissend. „Ich bin so froh, dass bei uns auf dem Hof mein Vater mit der großen Schneeschaukel das weiße Chaos zur Seite schiebt.“ Sie lachte.

„Ja. Da hast du Glück. Heute war der Schnee schwer wie Beton.“

„Kann ich mir vorstellen. Meinst du, der Lucki kann trotzdem eine Burg damit bauen?“ Der Lucki war Coras Neffe, und sie liebte den Jungen heiß und innig. Er war